

Silvia Eyer
Zurück im Leben

Mein Weg aus der Heroinsucht

WÖRTERSEH



Für alle, die einen Ausweg suchen

Man ertrinkt nicht, weil man unter Wasser taucht,
sondern weil man unter Wasser bleibt.

Paulo Coelho

Inhalt

Prolog	11
Mein Büro im Märchengarten	15
Ein großer Wunsch und schräge Töne	19
»Das ist doch logisch, du Arschloch!«	26
Diese heimtückischen Glücksmomente	35
Unlust pur	43
Fluchtversuch	48
»Du Scheißheroin!«	55
Ein fataler Sonntag am See	60
Bodenlose Tiefen	67
Im Teufelskreis der Sucht	72
Ein verpatzter Abflug und gebrochene Herzen	76
Auszeit in Griechenland	80
Zweiundvierzig Kilo Lebendgewicht	85
Der Rammbock-Schock	91
Spürhunde und ein teurer Anwalt	96
Eine Maus im Rampenlicht	102
Gefängnis oder Freiheit	108
Ein Schritt in Richtung Zukunft	112
Der zweite Geburtstag	119

Licht im Tal der Tränen	125
Kopfstand fürs Gehirn	129
Luftsprünge mit Heli	133
Nur noch dieses eine Mal!	137
Was wächst, lebt	144
Den Blickwinkel ändern	150
Eine Orchidee für den Anfang	154
Unerwartete Gefühle	157
 Epilog	 165
 Briefe der Eltern	 169
... von <i>Reinhard Eyer</i>	171
... von <i>Denise Eyer-Oggier</i>	177
 Nachwort von <i>Elke Lüscher</i> , <i>Sozialpädagogin, Rehabilitationszentrum Lutzenberg</i> . .	 183
 Dank	 187

Prolog

Das Geheimnis der Veränderung ist,
alle Energie nicht auf die Bekämpfung des Alten
zu legen, sondern auf den Aufbau des Neuen.

Dan Millman



Die Energie auf den Aufbau des Neuen legen – die Aussage des Zitats trifft auch auf mich zu. Nach meiner Sucht kämpfte ich lange Zeit mit Minderwertigkeitsgefühlen. Ich lenkte meine Energie auf die Vergangenheit. Erst als ich begonnen habe, meine Geschichte als die meinige zu akzeptieren, konnte ich meine Kräfte für den Aufbau des Neuen einsetzen. Dazu gehört auch dieses Buch. Doch sollte ich meine Geschichte wirklich veröffentlichen? Ich habe lang überlegt. Denn ich wollte ja auch von den dunkelsten Zeiten in meinem Leben erzählen. Ohne etwas auszulassen. Würde ich mit der Kritik umgehen können, wenn ich für das, was ich erzähle, an den Pranger gestellt würde? Meine Antwort lautete schließlich klar und deutlich: »Ja, das kann ich.« Denn ich bin nun mal der Mensch, der ich bin. Und meine Zeit als Heroinsüchtige ist ein Teil davon. Allerdings werde ich – und dafür bitte ich um Verständnis – einige Personen, die in meinem Leben eine Rolle

spielten, nicht bei ihrem richtigen Namen nennen, andere klammere ich sogar ganz aus. Denn es ist *mein* Entschluss, dieses Buch zu schreiben, und nicht ihrer, und ich möchte niemanden ungewollt ins Licht der Öffentlichkeit zerren.

Vieles in meinem früheren Leben war sehr schmerzhaft. Beim Schreiben stiegen längst vergessene Erinnerungen auf, und mit den Erinnerungen kamen die Schuldgefühle. Vor allem meinen Eltern gegenüber, denn sie haben meinerwegen viel gelitten. Ungeschehen machen kann ich das alles nicht. Umso dankbarer bin ich, wenn ich sie heute sagen höre, dass sie durch mich auch Positives erfahren hätten, dass, was ich ihnen zugemutet hatte, ihnen sogar einiges über sich und das Leben aufzeigte. Was genau und wie sie die Zeit meiner Drogensucht erlebt hatten, berichten sie im Anhang des Buchs.

Ich möchte allerdings nicht einfach nur meine Geschichte erzählen. Es ist mir wichtig, aufzuzeigen, dass das Leben zwar manchmal sehr schwer sein kann, dass man die Hoffnung aber nie aufgeben darf. Aufstehen, weitergehen! Jeder Schritt, und ist er noch so klein, zählt. Jeder Schritt lässt einen wachsen. Meine Geschichte zeigt aber auch, wie viel Leid hinter einer Drogensucht steckt. Dieses Thema war für viele Jahre weitgehend aus den Medien verschwunden. Bis Mitte der 1990er-Jahre hatte es in der Schweiz eine große offene Drogenszene gegeben. Die Suchtkranken waren damals für alle sichtbar. Seither hat sich viel getan, die Drogensüchtigen wurden einerseits von der Straße geholt, andererseits begann man, ihnen das Leben in der Abhängigkeit zu erleichtern. Deshalb gibt es heute Drogenanlaufstellen wie Fixer- oder Gassenstuben, die kostenlose Abgabe sauberer Spritzen sowie Programme für Schwerstabhängige und solche für Ausstiegswillige. Denn es gibt sie noch, die Suchtkranken.

Laut der Stiftung Sucht Schweiz befanden sich im Jahr 2021 15 996 Personen wegen ihres Opioidkonsums in einer Substitutionsbehandlung, bekamen also beispielsweise das synthetische Ersatz-Opioid Methadon. Die Mehrheit hatte nicht zum ersten Mal eine Behandlung begonnen, sondern bereits vorher einmal versucht, durch eine Therapie clean zu werden – das zeigt, wie schwer der Ausstieg aus der Sucht tatsächlich ist.

Für 2021 gibt das schweizerische Bundesamt für Gesundheit 147 Drogentote an – 1995 waren es noch 376 gewesen –, die meisten starben aufgrund einer Heroinsucht. Diese Zahl erfasst allerdings hauptsächlich diejenigen, die direkt an ihrer Sucht starben, und kaum Todesfälle aufgrund der schrittweisen Verschlechterung des Gesundheitszustands nach langjährigem Drogengebrauch. 2012 waren es 121 Drogentote: Es gibt also wieder eine leichte Aufwärtstendenz. Und in den letzten Monaten berichten Schweizer Medien zudem über neu entstehende offene Drogenszenen, in Zürich beispielsweise, in Chur oder auch im Kanton Aargau.

Es liegt mir also eines sehr am Herzen: Suchterkrankte – wie auch andere Menschen mit Problemen – werden oft verurteilt. Wir sollten aber nicht vorschnell über andere richten. Denn wir wissen nicht, was sie alles durchgemacht haben. Jeder Mensch auf dieser Erde trägt einen Rucksack mit sich. Wie schwer dieser ist und womit er gefüllt ist, erfahren wir erst, wenn wir uns mit ihm auseinandersetzen.

Und zum Schluss noch dies: Ich werde meine Leserinnen und Leser in diesem Buch duzen. Zum einen sind wir bei uns im Wallis generell schnell und gern beim Du. Zum anderen ist es einfacher für mich, weil ich so eine gewisse Nähe zulasse.

Silvia, im Dezember 2023

Mein Büro im Märchengarten

Kinder kennen weder Vergangenheit noch Zukunft.
Sie genießen die Gegenwart.

Jean de La Bruyère



Gegen Mittag hämmerte es plötzlich gegen die Tür. Said war gerade losgegangen, um neuen Stoff zu besorgen. Hatte er etwas vergessen? Aber warum trat er so wütend gegen die Tür? Im nächsten Augenblick krachte es ohrenbetäubend. Ein Rammbock ließ unsere Wohnungstür aus dem Schloss springen und krachend gegen die Wand prallen. Polizisten stürmten in die Wohnung. Es ging alles rasend schnell. Einer zielte mit der Pistole auf mich und brüllte: »Auf den Boden! Auf den Boden mit dir!« Ich ging sofort hinunter und legte mich auf den Rücken. Der Polizist setzte mir den Stiefel auf die Brust. Ich bekam kaum Luft. Viel Zeit zum Nachdenken blieb mir nicht. Jemand rollte mich auf den Bauch, riss mir die Hände auf den Rücken. Klick. Die Handschellen schlossen sich. Ich wurde an den Armen hochgezogen und unsanft auf das Sofa gedrückt. Zentimeter für Zentimeter nahmen sie unsere Wohnung auseinander. Und alles, was ich konnte, war zusehen. Jetzt war er also da, der Moment, vor dem ich mich so lange

gefürchtet hatte. Ich hatte zuvor schon viele schlimme Momente erlebt, doch dieser hier war anders. Die Angst schnürte mir die Kehle zu. Was passierte nun mit mir und Said, meinem Freund? Dealen war kein Kavaliersdelikt. Mussten wir ins Gefängnis? Womöglich für Jahre? Und wie zum Teufel war ich nur in diese Situation geraten?

Dieser Polizeieinsatz war ein Tiefpunkt in meinem Leben. Er fand am 4. Januar 2008 statt. Ich war damals dreiundzwanzig und seit vielen Jahren heroinsüchtig. Noch heute kann ich die Frage, warum ich so jung in die Drogen abgerutscht bin, nicht gänzlich beantworten. Inzwischen denke ich jedoch, dass dieses Leben für mich bestimmt war. Und dass ich all diese Erfahrungen machen musste, um zu dem Menschen zu werden, der ich heute bin.

Nein, meine Eltern waren keine Alkoholiker, und nein, ich bin nicht in ärmlichen oder prekären Verhältnissen aufgewachsen, und nein, ich war auch keiner Gewalt ausgesetzt. Im Gegenteil. Meine Kindheit war glücklich, sehr glücklich sogar. Ich kam im September 1984 in der Kleinstadt Naters im Oberwallis zur Welt, wohlbehütet inmitten von Bergen. Mein Vater arbeitete als Journalist und Wallis-Korrespondent für das Schweizer Radio SRF, vormals DRS. Meine Mutter war damals schon Künstlerin; sie malte zu Hause, vor allem in den Abendstunden, damit sie sich tagsüber um meine zwei Brüder und mich kümmern konnte. Meine Eltern waren zwar nicht reich, besaßen aber ein schönes Haus. Hier wuchs ich mit den beiden Geschwistern auf: Daniel ist vier Jahre älter als ich – und zwar auf den Tag genau! –, Leander zwei Jahre älter. Ich bin also das Nesthäkchen.

An meine Kindheit habe ich ausschließlich gute Erinnerungen. Unser Haus stand am Rand von Naters, etwas erhöht an

einem Hang, sodass wir einen schönen Blick auf das Glishorn und den Simplon hatten. Wie auch auf die Stadt Brig, die vor fünfzig Jahren mit Glis fusioniert hat und mit Naters zusammengewachsen ist. In der Nähe unseres Hauses rauschte ein Wasserfall den Berg hinunter. Wenn im Sommer nachts mein Fenster offen stand, konnte ich ihn hören. Das hatte für mich etwas Beruhigendes.

Um das Haus herum lag ein großer Garten, in dem ich mit meinen Brüdern gern herumtobte. Es gab eine Ecke, in der meine Mutter Tomaten, Gurken und Salat zog. Den größten Teil des Gartens ließ sie aber bewusst verwildern, damit die Bienen und Schmetterlinge und all die anderen Tiere möglichst viel Nahrung fanden. Und so wuchs zwischen hohen Bäumen ganz viel durcheinander. Einer der Bäume war zudem völlig von Efeu umwachsen, sodass ich mich ein bisschen wie in einer Märchenwelt fühlte. Im hinteren Teil des Gartens stand ein Spielhaus aus Holz. Meine Eltern hatten es einst für meinen ältesten Bruder aufgebaut, es war also schon etwas in die Jahre gekommen. Außen blätterte die grüne Farbe langsam ab, und der Laden des kleinen Fensters hing schief. Drinnen konnte ich knapp aufrecht stehen, aber es stand ein Tischchen darin, an dem ich oft saß.

Ich weiß noch, dass ich ein Buch über Blumenkunde besaß. Damit spazierte ich im Frühling und Sommer oft durch den Garten und versuchte, die einzelnen Pflanzen zu bestimmen. Danach saß ich stundenlang in meinem Spielhaus am Tisch und malte die Blumen, die ich gefunden hatte, und schrieb feinsäuberlich deren Namen darunter. Meine Mutter hatte mir dafür einen Skizzenblock geschenkt. Besonders gut gelangen mir die Zeichnungen allerdings nicht, das künstlerische Talent meiner Mutter habe ich leider nicht geerbt. Aber ich fühl-

te mich wohl »bei der Arbeit« in meinem kleinen Spielhaus-»Büro«. Die Vorstellung, auch einen Ort zu haben wie mein Vater, der jeden Tag zum Arbeiten ins Büro ging, gefiel mir ausgesprochen gut.

Und dann gab es noch etwas Besonderes bei uns zu Hause: Wir hatten immer viele Katzen, meistens fünf oder sechs, denn meine Mutter liebte diese Tiere. Mein Vater tat zwar so, als könne er die Katzen nicht leiden. Doch ich glaube, dass das gar nicht stimmte, denn wenn er sich unbeobachtet fühlte, sprach er mit ihnen und ließ sie sogar auf seinem Schoß schlafen. Wenn eine Katze Junge bekam, war die Freude bei uns Kindern groß. Stundenlang umlagerten wir das Nest und schauten den kleinen Kätzchen zu, wie sie mit unsicheren Schritten herumtapsten. Mussten wir sie dann nach drei oder vier Monaten weitergeben, waren wir Kinder natürlich sehr traurig. Mein Vater vermutlich etwas weniger. Die meisten Möbel hatten Kratzspuren von oben bis unten, und die Kätzchen spielten sehr gern mit dem Sand aus dem Katzenklo, sodass er in der ganzen Wohnung verstreut herumlag. Trotzdem bin ich, wie meine Mutter heute noch, eine richtige Katzennärrin.

Das Leben war für mich also rundum perfekt. Ich fühlte mich behütet und umsorgt. Allerdings suchte ich damals schon die Stille. Ich war ein in sich gekehrtes Mädchen, versank oft in meiner eigenen Welt. Und war glücklich damit. Probleme gab es erst im Kindergarten.

Ein großer Wunsch und schräge Töne

Der Wahnsinn der Welt beginnt im kleinsten Kleinen
bereits mit den schwersten Herausforderungen.

Raymond Walden



Meine Eltern suchten für mich den Kindergarten in der Nachbarstadt Brig-Glis aus. Dieser war halbprivat und viel kleiner als der öffentliche Kindergarten in Naters. Und da mein Vater sein Büro in Brig hatte, konnte er mich morgens dorthin bringen. Für mich war der Kindergarten jedoch ein Schock. Ich wurde aus meiner gewohnten Umgebung herausgerissen und musste den ganzen Tag mit Kindern, die mir fremd waren, verbringen. Während sie sich miteinander anfreundeten und zusammen spielten, fand ich nur sehr schwer Kontakt. Ich wusste einfach nicht, wie ich auf sie zugehen sollte. Und wenn ein Kind auf mich zukam, war ich zu scheu, um darauf reagieren zu können. Zudem war mir oft alles zu laut und zu chaotisch. So spielte ich die meiste Zeit allein in irgendeiner Ecke. Damals wusste ich noch nicht, wieso das so war. Aber es machte mich irgendwie traurig. Die einzigen zwei Freundinnen, die ich in diesem Alter hatte, waren zwei Schwestern aus der Nachbarschaft. Wir kannten uns von

klein auf. Da sie aber den Kindergarten in Naters besuchten, verloren wir uns aus den Augen.

Als ich vom Kindergarten in die Grundschule wechselte, änderte sich mein Verhalten nicht. Wieder zog ich mich zurück und verbrachte in der Schule die meiste Zeit allein. Als Schülerin war ich eher mittelmäßig, nur im Fach Deutsch hatte ich gute Noten. Meine Mittelmäßigkeit lag vermutlich daran, dass ich oft vor mich hin träumte und zum Fenster hinausschaute, statt der Lehrperson zuzuhören – da draußen schien mir die Welt einfach viel friedlicher zu sein als im Klassenzimmer.

In dieser Zeit, ich war sieben Jahre alt, wurde ich das erste Mal richtig krank. Plötzlich bekam ich in der Schule hohes Fieber und musste mich übergeben – vor allen Kindern, ich weiß noch, dass mir das sehr peinlich war. Die Lehrerin vom angrenzenden Kindergarten fuhr mich in ihrem helllila Auto mit den dunkellila Punkten nach Hause. An das Auto kann ich mich noch gut erinnern, weil die Bemalung so gut zu ihrer fröhlichen Art passte. Als meine Eltern mich zum Arzt brachten, diagnostizierte der eine einfache Grippe. Doch es wurde nicht besser. Wieder zu Hause, stieg das Fieber auf über vierzig Grad Celsius. Und dann kam in der Nacht auch noch ein stechender Schmerz in der Brustgegend hinzu, dessen Heftigkeit mich schier überwältigte. Ich schrie vor Schmerzen und kollabierte fast, weil ich kaum Luft bekam. Meine Eltern brachten mich mitten in der Nacht ins Krankenhaus. Dort wurde beim Röntgen ein Schatten hinter meinem Herzen entdeckt: »versteckte Lungenentzündung« lautete, soweit ich mich erinnere, der medizinische Fachbegriff für diese atypische Lungenentzündung.

Ich verbrachte zehn Tage auf der Station an einem Tropf, der an einer riesigen Maschine hing. Diese piepte ständig,